

Verlag Bibliothek der Provinz

Klaus Voswinckel

Unterwegs, mit der Hoffnung

Brindisi-Zyklus

Klaus Voswinckel
UNTERWEGS, MIT DER HOFFNUNG
Brindisi-Zyklus

herausgegeben von Richard Pils
lektoriert von Axel Ruoff

ISBN 978-3-99126-300-5

© *Verlag* Bibliothek der Provinz

A-3970 WEITRA 02856/3794

www.bibliothekderprovinz.at

Umschlagfoto: Klaus Voswinckel

I n h a l t

Erzähl mir, Meer	9
Notizen am Hafen	64
Die andere Seite	74
Nähe	125
Scherben	155
Mafia	165
Postscriptum	193

Notizen am Hafan

Die Hoffnung hat ein Buch über das Mönchtum verschlungen. Ich komme ins Zimmer, wo wir die letzten Tage übernachtet haben – heikel genug, denn ich musste so tun, als wäre die Hoffnung mein Eigentum, und musste ihr beibringen, nachts auf den kalten Fliesen zu schlafen, was sie zunächst auch voller Staunen und Erwartung tat, mehrere Tage ging das gut, sie hat sich wie ein erwachsener Hund benommen und hat keinen einzigen Gegenstand angerührt, aber jetzt ist es passiert: Lauter zerfetzte Seiten liegen am Boden. Die Reste einer stürmischen Lektüre. Der Umschlag des Buches, den ich nur noch ungefähr in Erinnerung habe, ist nirgends mehr zu finden. Meines Wissens war ein Säulenheiliger darauf abgebildet, mit einem gelben Himmel dahinter, der wohl die Wüstenhitze andeuten sollte, jetzt befindet er sich vermischt mit dem Titel in ihrem Bauch.

Wie war noch der Titel? Schon vergessen. Bei unserer Ankunft lag das Buch auf den schwarzweißen Fliesen unter dem Bett, vielleicht hat es einer meiner Vorgänger, der hier gewohnt hat, liegengelassen, oder es gehört dem Besitzer des Hauses, der selber zwei Türen weiter auf den Stufen sitzt und den ganzen Tag aufs Meer schaut. Schwer, seinen melancholischen Schnurrbart mit dem Buch zusammenzubringen. Ich habe es nur kurz mal in der Hand gehalten, genug, dass die Hoffnung es auseinanderreißt.

Oder war der Hunger so groß?

Den zerknautschten Fetzen, die im Zimmer verstreut liegen und, wenn man sie auffaltet, voller bedeutungsschwerer griechischer Namen sind, kann man entneh-

men, dass es sich um die ersten christlichen Mönche in Ägypten handelt. Seltsame heilige Leute, die sich in die Kunst der Selbstkasteiung einübten und mit dem Verzicht auf irdische Güter auch gleichzeitig den Körper und das Geschlecht verdammt. Die radikale Umkehrung der Moralvorstellung. Sie hielten sich über Monate und Jahre in der Wüste auf und versuchten, sich in reinen Geist aufzulösen. Die Hoffnung hat sie in sich hineingeschlungen, sie hat mit den Zähnen Löcher und Abdrücke in die Seiten gestanzt, manchmal auch Bündel und halbe Kapitel Enthaltsamkeit herausgezerrt, um sie in Fetzen zu verwandeln. Ich weiß nicht, wie ihr der Inhalt bekommen ist. Als ich hereinkam, umsprang und umtobte sie mich in wilden Sätzen, benutzte das spärliche Mobiliar als Hindernisparcours, galoppierte quer über das Bett mit meinem Notizbuch darauf, sprang auf den Stuhl, der darüber rückwärts gegen das Fenster kippte, und drehte wie entfesselt immer neue Kreise um mich, als sei ich eine Ewigkeit fort gewesen. Dabei war es höchstens eine halbe Stunde gewesen. Vielleicht war es auch ein Manöver, um mich von dem Durcheinander am Boden abzulenken. Irgendwann machte sie einen Satz auf den kleinen Tisch und sah mich mit hechelndem Maul an.

Nein, so geht das nicht, habe ich gesagt. Così non va, di niente. Ich habe wechselnd Deutsch und Italienisch mit ihr gesprochen, was sie auch ohne Schwierigkeiten verstand. Aber es half nichts. Sie war sich nicht der geringsten Schuld bewusst. Im Gegenteil. Die Freude des Wiedersehens übte eine derart ansteckende Kraft auf mich aus, dass ich ihr mitten in meiner Wut ins Gesicht lachte. Sie war mir zugekommen. Sie hat das Buch zerlegt, ehe ich überhaupt anfangen konnte, es zu lesen.

In ihren Augen blitzte es. Was willst du auch mit so einem Mönchsbuch?, sagte sie. Mit Säulenheiligen hast du doch sowieso nichts am Hut. Gehen wir lieber zum Hafan. Was hältst du davon?

Gut, ich bin froh, dass sie wenigstens mein Notizbuch verschont hat. Seit wir hier sind, habe ich begonnen, meine Wanderung aufzuschreiben, den Gang durch die Steine, Satz für Satz, so, wie es mir im Kopf geblieben ist, vom Aufwachen an der Küste bis zur Ankunft am Hafan. Zwischendurch im Schreiben dachte ich manchmal: Es ist das Tagebuch meiner Füße. Sie geben mir die Richtung vor. Sie erklären mir schon im Voraus, was ich als Nächstes zu schreiben habe. Sie ordnen mir die Reihenfolge der Schritte und Gedanken. Eigentlich musste ich nur an meine Füße denken, und mir fielen die nächsten Sätze ein. Ich habe im Zimmer sitzend, auf dem Bett, am Fenster, dann draußen auf die Straße wechselnd mit Blick auf die drei, vier Fischerboote, die nebeneinander vertäut am Kai lagen, daran weitergeschrieben, das Schreibbuch auf den Knien oder welche Unterlage sich gerade anbot, eine orange-rote Plastikbox, ein Poller, ein am Boden aufgehäuftes Fischernetz, immer auf dem Sprung zu einer nächsten Stelle, wo ich weiterschreiben konnte, oft sogar mitten auf der Straße im Gehen stehenbleibend und eine durch den Körper wandernde Passage notierend, um dann bei Einbruch der Dunkelheit über die schmale Außentreppe hinauf aufs Dach zu steigen und, während die Wolken durch den Himmel flogen, die Ankunft unter den Menschen festzuhalten, immer verbunden mit der Hoffnung, die in meiner Nähe ziemlich eigenständig unterwegs war und, je was ich zu Papier brachte oder vor mich hin

sinnierte, mal in den Worten auftauchte, mal plötzlich neben meinen Füßen. Inzwischen bin ich damit fertig.

Atemholen.

Es ist halb zehn Uhr abends.

Aufsteigendes Gefühl, dass meine Wanderung jetzt, da ich sie geschrieben habe, erst wirklich geschehen ist.

Gut möglich, dass ich noch einzelne Sätze einfüge, wenn ich die Seiten noch einmal von vorn aufschlage. Aber viel ändern will ich nicht mehr. Es soll so bleiben, wie es sich im Niederschreiben ergeben hat. Eigentlich ist es gar kein Niederschreiben. Nein, nie. Es ist ein Hervorholen. Ein Hervorwünschen von Worten. Auch: Einübung in die Gegenwart. Schritt für Schritt der Versuch, eine Antwort herauszufinden oder ihr wenigstens näherzukommen. Antwort, die aus den Dingen kommt. Versteht ihr? Sie soll sich auftun, vor mir.

Wie weit bin ich jetzt damit?

Klären.

Die Sprache der Dinge verändert sich, je wie man sich ihr zuwendet und bereit ist, sie zu hören. Zeitweilig ist sie ganz nah und scheint schon nahezu verständlich. Dann wieder entzieht sie sich und verstummt, als gäbe es sie gar nicht. Hier in den Gassen, wo überall Menschenstimmen zu hören sind, ist sie sofort um mehrere Stufen leiser geworden ist, das ist mir aufgefallen. Sie hat sich verkrochen bis dicht an die Wände oder auf die Oberfläche des Pflasters, so dass man sich auf ihm hinlegen müsste, um zu lauschen, was es zu sagen hat.

Egal, tut nichts, sagt die Hoffnung.

Meinst du, sage ich. Und sie schaut mich an.

Immerhin sind wir mit den Tagen in einen zunehmend flüssigeren Dialog gekommen. Sie kennt mei-

ne Bewegungen, meine wiederkehrenden Handgriffe und Verzögerungen, so sehr, dass sie manchmal früher weiß als ich selber, was ich gleich tun werde. Zum Beispiel ist sie schon aufgestanden, wenn ich noch daran denke, ob ich das Schreibbuch zuklappen und mich erheben soll. Sie erkennt an irgendwelchen winzigen Gesten des Körpers, die mir selber nicht bewusst sind, an einer bestimmten Verkantung des Schreibstifts oder einer besonderen Art auszuatmen, was in genau zehn Sekunden geschehen wird. Auf jeden Fall ist sie eine bessere Semiotikerin als ich. Sie liest die Zeichen, gerade die geringsten, und zieht ihre Schlüsse daraus. Auch greift sie in meinen Text ein und korrigiert mich, wenn ich mich in einen Gedanken verrannt habe. Mit großer Regelmäßigkeit kommt sie dann zu mir und stupst mit der Nase gegen meine Beine, oder sie springt an mir hoch, weil sie findet, dass ich zu lange am selben Fleck gesessen bin. Es kann aber auch vorkommen, dass sie eine gute Stunde lang neben mir auf dem Boden liegt und mit ihren ruhigen, nur scheinbar schläfrigen Augen die schreibende Hand beobachtet. Wenn sich unsere Blicke treffen, hebt sie den Kopf und will wissen, was da passiert.

Woran arbeitest du, fragt die Hoffnung. Am Wandern der Worte, sage ich. Am Übergang der Worte von einem Ort zum anderen. Am Denken im Übergang. Am Wandern der Orte selbst, die sich mit dem Salz der Buchstaben vermischt haben. Am Umherwandern im Licht, selbst wo es sich nicht mit den Händen greifen lässt und zwischen den Fingern zerrinnt. Daran schreibe ich. Daran reibt sich die Seele auf, bis ein Körper daraus

geworden ist. Daran verzehrt sich der Sinn, bis er in die Blutbahn geht.

Wie viel Antwort ist möglich?

Gibt es Stufen und Grade, die man unterscheiden kann?

Zum Beispiel: Wenn es lockt, das Leben – spricht es dann schon zu uns? Manchmal scheint es so, aber es muss nicht unbedingt so sein. Es zieht uns nur zu sich hin. Es verspricht uns, zu sprechen. Je weiter wir darauf zugehen, desto mehr.

Die Dinge, getränkt mit Sprache, wollen uns etwas sagen. Andererseits bleiben sie auf eine bestimmte Weise stumm. Sie sprechen aus der Verborgtheit heraus, und man muss in der Lage sein, sie zu hören.

Sie zu hören, heißt, in Beziehung zu ihnen zu treten.

Hin und Her der Blicke.

Hin und Her der Sprache.

Zwiesprache. Austausch.

Das heißt: Jedes Ich (ich) ist von Anderen gemacht. Ich bin nur ein Teil, Bestandteil oder Durchgangspunkt eines Dialogs, einer Dialogbewegung, einer Sprachbewegung. Der Dialog erzeugt mich, macht mich körperlich vorhanden, und nicht umgekehrt.

Es ist nämlich so, sage ich zur Hoffnung: Wenn es mich zieht, bin ich in einer endlosen Drift auf etwas zu. Dann ist die Distanz voll Erwartung, voll Ladung und eigentlich kein großes Problem mehr. Aber reden wir nicht vom Gegenteil. Wenn es mich abstößt, klafft die Distanz sofort zu einer unerträglichen Ferne auf und wirft mich aus der Gegenwart.

Was ist denn das Lockende, für uns? Was ist es, das uns zieht und treibt? Ist es ein Anblick, ein Geruch, ein Schimmern, das uns umfassen hält? Und woher kommt diese Strahlkraft, wann tritt sie in Kraft, wann lässt sie nach? Ist es womöglich ein nie ganz verstandenes Bild, das wir vor Augen haben, etwas, das wir erreichen, in uns aufnehmen oder gar verschlingen möchten, ohne dass es uns dabei begreiflich würde, eine verborgene, verhüllte, sich immer erst morgen oder nächstens erklärende Sphinxgestalt, die uns zur Suche lockt und, wenn wir glauben, sie erkannt zu haben, auf der Stelle ein Stück weiter ins Verborgene wegrutscht, so dass wir erneut suchen müssen und manchmal schon den Eindruck gewinnen, es sei nichts als ein Spiel und wir selber seien ein Teil von diesem Spiel? Oder ist es das Licht? Ein Licht, das uns morgens aufrichtet und leben macht? Klar, es hat mit Helligkeit zu tun, dieses Lockende, ganz unbedingt sogar. Aber die Helligkeit muss uns auch erreichen. Wenn sie nicht in uns eindringt, gibt es keine Chance, dass wir ihr folgen können. Wenn sie draußen bleibt, außerhalb des Körpers und der Sinne, schmeckt uns die Welt nicht mehr. Dann ist das Band zerrissen oder besser: Es ist still abhanden gekommen, als wäre die Wette, die mit der Welt bestand, nicht mehr gültig.

Es gibt eine Wette, die jeder mit seinem Leben macht. Wie heißt die Wette bei dir? Egal was passiert, ich komme durch, ich bleibe am Leben, ich werde nicht zerrissen werden, ich werde nicht vor ein Auto laufen. Heißt sie so?

Nach Mitternacht, die Hoffnung kommt auf das Dach scharwenzelt. Eine Taschenlampe liegt neben mir am

Boden. Winziger Lichtstrahl. Man hört die Zehen auf den Dachsteinen der großen Kuppelwölbung.

Was noch?

Eine einzelne singende Vespa fährt hinten quer, mit einem ungleichen, nie auf derselben Höhe gehaltenen Ton, und entfernt sich hinter den Häusern.

Soll ich einen Stern am Himmel greifen und herunterholen?

Später. In einer Seitengasse. Geblendet von einem Streichholz, das angeht. Flackern der Wände ringsum. Zigarettenglühen. Dann Dunkelheit.

Jede Sprache, von Anfang an, ist eine Fremdsprache. Wir eignen sie uns an, wir saugen sie in uns auf und versuchen, sie zu etwas Verbindendem zu machen. Wir wollen dazugehören, klar. Oft vergessen wir ganz, dass es sich so verhält, und verlieren uns im Bekannten. Aber die Worte hören nicht auf, auf etwas Fremdes hinzuweisen, ja noch mehr: Sie berühren Fremdes und werden von ihm mitgeformt. Wenn uns das bewusst wird, verschieben sich die Zeichen und die Dinge mit ihnen. Eine Öffnung tut sich auf. In solchen Momenten ist die Sprache ein Fremdberührtsein.

Zum Beispiel:

Das Anwehen des Winds ist immer schon ein Anwehen von Fremdheit. Manchmal ist sie uns vertraut, manchmal fühlen wir uns wie nie zuvor, gerade geboren, und müssen Worte dafür finden.

Nicht vergessen: Alles Geschriebene ist unterwegs. Im Unterwegssein ist nie klar, wer oder was eigentlich schreibt – der Kopf, die Füße, der rechte Arm oder

etwas, das in ihn gefahren ist. Es gibt wohl ein Ziel, ab und an, aber im Unterwegssein beginnt es selber mit uns zu wandern und verändert seine Konturen. Vielleicht ist das Unterwegssein nur dazu da, um die eigenen Grenzen aufzulösen. Wir wollen ankommen, wo wir noch nie waren, und schicken diese Botschaft als Brief in die Welt. Oder meinetwegen als Tagebuch. Heute ist Mittwoch. Wie oft habe ich diesen Satz schon gesagt in meinem Leben? Und welche Veränderungen hat er durchgemacht?

Weiter draußen das Tuckern eines heimkehrenden Fischerboots. Im Aufschauen erkenne ich ein flackerndes Licht, das eine irisierende Farbe hat. Es changiert hin und her und teilt sich dann nach einer Weile langsam in Grün und Rot. Zwei Lampen, die dicht nebeneinander in der Takelage blinken. So kommen sie auf die Küste zu. Das Boot scheint etwas schief im Wasser zu liegen, denn das Backbordlicht (Rot) hängt deutlich tiefer und sinkt nach jeder Welle ein Stück weiter nach unten ab, um sich dann allmählich wieder zu erheben. Vielleicht treibt es auch der Wind von Süden in diese Lage, und es muss sich geduldig und unermüdlich durch die Wellen arbeiten. Das Tuckern, mal lauter, mal leiser, hat mit dieser Ungleichheit zu kämpfen. Es sind ziemlich genau fünf Töne pro Sekunde. Der altgediente, vor sich hinpochende Dieselmotor. Was sie wohl an Bord haben? Schmuggelware, denke ich, Zigarettenstangen aus Albanien, so, wie es hier früher üblich war? Oder tatsächlich Fisch – Doraden, Spigola, vielleicht sogar Pesce Spada. Schwertfisch, den man dann im Fischladen auf die Marmorplatte klatscht, um ihn von unterhalb der Kiemen und des enorm langen, spitz zulaufenden

Kopfes in großen Scheiben Filet für Filet vom Leib herunterzuschneiden, bis man bei der Schwanzflosse angekommen ist, oft braucht das Tage. Ein unentwegtes Schwanken im Boot, es beschreibt einen langen Bogen vor der Küste – offenbar hat es auf direktem Wege keine Chance, an Land zu kommen. Kurzweilig verschwindet das Geräusch jetzt hinter der Mole, als sei es in die Unterwelt abgetaucht, fort, verschluckt von einer Tiefe, die bis ins Innere der Erde geht, auch von den Lampen ist nichts mehr zu sehen, so dass man sich schon Sorgen macht und den Atem anhält – ist es jetzt weg? Oder ist etwas mit meinen Augen? Nein, alles in Ordnung. Da taucht es wieder auf.

Ein kleiner Kajütenaufbau, vor dem zwei Leute sich über die aufgerollten Seile beugen. Während das Fischerboot den Hafen durchquert, kommen die umliegenden Boote in Bewegung. Sie schaukeln leicht hin und her, zerren in den Seilen oder stoßen gegeneinander. Es hat etwas Konspiratives, in der Nacht. Ein Knirschen und Schwappen. Im Moment, wo die Seile an Land fliegen, spüre ich ein Kribbeln im Bauch, das sofort durch den Körper geht und mich an meine Vorhaben erinnert. Wunsch, aufzubrechen in genau die Richtung, aus der das Boot gekommen ist. Morgen. Übermorgen. Wann immer es geht.

Verlag Bibliothek der Provinz

für Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien